

A b s c h r i f t

Aus Wolhyniens Blütezeit

von Andreas von Sadonsky *

Julius Berndt war als Jüngling und dann als junger Ehemann selber hinterm Pflug hergegangen, hatte es gelernt und gemeistert, wie man nicht nur Schwarzerde, sondern auch wolhynischen Lehmboden fruchtbar, Morast und Sumpf urbar macht und wie man sich der Scholle gegenüber stellen muß, um ihr Segen und Heil abzugewinnen. Nun, im siebenten Jahrzehnt seines Lebens, war er vielfacher Millionär, hatte jedes seiner sechs Kinder mit einem blühenden Landsitz bedacht und konnte mit Haus und Hof, Stall und Garten, Äckern und Wald zufrieden sein. Vielleicht war er es auch — man konnte es nur dem alten Mann nicht recht ansehen. Man konnte ihm überhaupt zeitlebens nicht viel ansehen, dem wackeren Hünen Julius Berndt!

Die früh ergrauten Brauen waren stets etwas zu tief über die hellblauen Germanenaugen geneigt, als müsse er alles, was ihm in den Gesichtskreis kam, schärfer als sonst gewöhnliche Sterbliche ins Auge fassen, es sich aneignen, verarbeiten und dein Gedächtnis für immer einverleiben. Es blieb dann auch gewöhnlich fest sitzen, das Geschaute und Überdachte, denn müßige Blicke tun, unnütze Fragen stellen, überflüssige Bewegungen machen lag nicht in der Art des früheren Sachsen und jetzigen wolhynischen Großgrundbesitzers,

Wenn jemand mit zwanzig noch Landarbeiter bei einem polnischen Edelmann gewesen und mit sechzig schon an die 10 000 Losstellen, zwei Mühlen, ein Sägegatter und etliche Stadthäuser sein eigen nennen konnte, mußte es im Leben mit dem Früh auf und Spät nieder, mit dem Anpacken und Ausharren, dem Schweiß des Angesichtes und dem Sich-Verlassen auf eigene Kraft ernst genommen haben. Gewiß, es fehlte nicht an solchen Stimmen, die dem reichen Mann manche Härte, geschäftliche Rücksichtslosigkeit, Unbeugsamkeit und sogar Grausamkeit nachsagten, es fehlte ihm daher auch nicht an erbitterten Feinden; eins aber mußte ihm auch sein grimmigster Widersacher lassen: der alte Julius Berndt "verstand es". So wurde es ausgedrückt: er "verstand es". Man wußte schon, was man darunter meinte. Er hatte es verstanden, einer der reichsten Grundbesitzer seines Kreises zu werden, Kolonistenschulen ins Leben zu rufen, Spitäler zu erbauen, Wegebau und Torfgewinn zu kultivieren, dem Mühlenwesen seines Gaues durch Rat und Tat zu hoher Blüte zu verhelfen und manches andere mehr.

Auch als Familienoberhaupt war Julius Berndt ein ganzer Mann. Zwei seiner Söhne hatte er studieren lassen, den einen Landwirtschaft, den andern die Rechte; dem dritten wollten die hohen Wissenschaften nicht so recht in den Bauernschädel, und daher gab der Alte seinem jüngsten Sohn seine beste Mühle und machte aus ihm einen Mustermüller. Auch zwei Töchter waren an Landwirte verheiratet, doch als der eine Schwiegersohn, ein verkrachter polnischer Edelmann, den grünen Kartentisch der benachbarten Gouvernementsstadt immer mehr den grünen Feldern daheim vorzog, machte der Alte kurzen Prozeß und setzte ihn vor die Tür.

- Du wirst halt auch schon selber auskommen, sagte er zu seiner, dem polnischen Ehegatten nachtrauernden Tochter – und in deinen Adern fließt ja mein Blut, und was das für eine Substanz ist, weiß ich, was aber den Herrn von Strschepschewsky durch die Glieder rollt, ist mir unbekannt, sehr viel Vertrauen hab' ich aber nicht zu so'nem fremden Zeugs....

So war denn alles wieder hübsch in Ordnung und Frau Berta kam denn auch wirklich selber aus mit ihren Ländereien und Söhnen. Groß und kräftig von Wuchs, mit derben, unermüdlichen Händen, den Blauaugen

und etwas finsternen Brauen des Vaters war sie der edle und jedes Lächerlichen bare Typus eines Mannweibes im guten Sinn des Wortes.

Nun war da aber noch das jüngste Töchterlein, das jüngste Kind überhaupt in dieser reichen wolhynischen Kolonistenfamilie, die Hermine, die von den Eltern und Geschwistern, die in ihr die höchste Blüte ihrer Sippe sahen, ganz beispiellos geliebt und verwöhnt wurde. Hermine war mitnichten praktisch, Hermine schien auch keinen Tropfen Bauernblutes in ihren Adern zu haben, - fein, schwächig, mit sehr zarten, schönen Händen, mit einem stolzen, rassigen Blondkopf, war sie die junge Dame von Welt, wie man sie sich ebenmäßiger und vollkommener kaum hätte vorstellen können. Sie hatte – immer zart und kränklich – keine öffentliche Schule besucht, dafür aber gediegenen Privatunterricht beim Pastor loci, einem doppelten Doktor, genossen und hatte später, als die Mutter leidend geworden war, drei oder vier Jahre mit dieser in Wiesbaden verbracht, wo sie sich den letzten Schliff angelegt hatte.

Auch kein Schimmer von Parvenutum lag über diesem merkwürdigen und reizenden Geschöpf. Das, was die Mutter zur nur mangelhaft gebildeten, aber herzensguten und edlen Frau machte, stempelte dies junge Wesen zu Dame – die Natürlichkeit und der innere Wert des Wesens und Charakters. Hermine Berndt war von Grund auf das, was man einen Schöngeist nennt, sie war es aber ganz aus ihrem Wesen heraus und nicht deshalb, weil es einer jungen, verwöhnten und reichen Dame hätte zu Gesicht stehen können.

In Moisejewka, dem Hauptgut der Berndts, glichen Herminens Stuben kleinen Kunstmuseen, die sich auf ihren vielen Reisen – mit der Mutter oder dem ältesten Bruder, dem Juristen – durch Deutschland, Italien, Griechenland zusammengeholt hatte, und da gab's auch nicht ein Stück darunter, welches auch nur im entferntesten eine Geschmacksentgleisung bedeutet hätte. Es war ebenso natürlich, daß sie sich für schöne Dinge interessierte, für die hunderterlei und tausenderlei Wertsachen der Kultur, einerlei aus welchem Gebiet sie stammten, wie es natürlich war, daß sie eine heiße und unausrottbare Liebe zur Natur besaß – vielleicht die Hauptbedingung für den wahren Schöngeist, für den wahren Kulturmenschen, der nie naturfern sein darf.

Sie liebt ihr schönes, blühendes, immer mehr sich zum hohen Agrikulturlande entwickelndes Wolhynien, den roten, vom Sonnenglast überfluteten Kiefernwald, die blühenden, meterhohen üppigen Juniwiesen, die kleinen Birkenhaiden, wo es nach Pfefferkaut, Quendel und Kamillen roch, die schlanken Flüsse mit den hohen steinigen Ufern, wo in den sonnenbeschiedenen Granitblöcken Glimmer und Quarz wie Seide schimmerten, sie liebte auch das Bild der kleinen wolhynischen Städte, denen die massigen, stumpfen Quadrate der katholischen Kathedralen, die Zwiebelkuppeln der orthodoxen Kapellen und die Spitztürme der lutherischen Kirchen einen eigenen trikonfessionellen Charakter verliehen. Dazu die hohen Mauern, die Zionssterne, Schabeslichter und runden Fenster der Synagogen, das bunte Volk der Marktplätze mit ihrem Gewimmel von Zigeunern, kleinrussischen Bauern in Grobleinenröcken und Bäuerinnen mit gelb-blau-rotem Bandschmuck und Glasperlenketten, Kolonisten mit ihrem breiten, noch leicht sächsisch anmutenden Deutsch, die Strohhüte und gelben Stulpenstiefel der polnischen Landbewohner, die langen Röcke und wirren, tintenschwarzen, aus den verbeulten Kuppelhüten herausfließenden Haarsträhnen der Juden, das ganze pittoreske Gemisch der verschiedenen Volksstämme, Sprachen und Eigenarten.

Sie kannte auch ihr Land und seine Geschichte, sie war nicht umsonst in der Gouvernementsstadt zum berühmte Professor Tutkowsky, einem hervorragenden Kenner Wolhyniens, in die Lehre gegangen. Der alte Gelehrte, der auch als Sammler und Leiter des wolhynischen botanischen und ethnographischen Gouvernementsmuseums allgemeine Anerkennung genoß, wußte ihr die Bedeutung, Schönheit und die noch zu erwartenden Möglichkeiten der engeren Heimat nahezu legen, und so empfand dies junge Wesen, das so viel von der Welt und ihren Reizen hatte schauen dürfen, gut bodenständig und heimatlich, worin sie

sich auch von den üblichen Vertretern der kosmopolitischen und internationalen Emporkömmlinge angenehm unterschied.

Hermine Berndt besaß in ihrem alten, arbeitskräftigen und unermüdlichen Vater nicht nur einen treuen und treuesten Freund, sondern auch einen Ritter und Kavalier. Je älter Julius Berndt wurde, desto unentbehrlicher war ihm seine kluge und feingebildete junge Tochter, und Hermine, um bei ihm zu sein und seine chevalereske Art auf sich wirken zu lassen, nahm manches mit in den Kauf, was sie sonst nicht sonderlich interessierte. Wenn der Frühling kam, der blaßgrüne, veilchenreiche wolhynische April und der üppige, von Faulbaumduft und Nachtigallensang durchtränkte Mai, schnallten die Beiden sich ihre Doppelflinten um und gingen beim Morgengrauen zur Birkhahnbalz, der große, schweigsame, aufrechte alte Mann in der olivgrünen Jägerjacke und das schicke Mädchen im schlichten Lodenmantel, schritten über die kerzengerade, weißbestäubte Chaussee, die an ihren Ländereien und Mühlen vorbei bis zur österreichischen Grenze lief, dann die Schneise entlang im hohen, beim Morgenschein noch tiefblauen Kiefernwald, wo sie dann der Buschwächter empfing, der schon am Vorabend einen guten Balzplatz ausgekundschaftet hatte. In neun Fällen von zehn pudelte Hermine; sie tat es gewöhnlich absichtlich, denn sie fand das Schleifen der blinden und tauben Vögel zu selbstvergessen und schön, um von sich aus ihrer Ekstase ein so jähes und blutiges Ende zu bereiten; sie freute sich aber, wenn der alte Herr mit seiner sicheren Hand ein Huhn zu Fall brachte und wenn über sein wetterhartes, gebräuntes Gesicht dann das kluge und selbstzufriedene Feldherrnlächeln glitt, das sie so liebte.

Oder, an langen Winterabenden, in der behaglichen, mit Geweihen und Jagdbildern geschmückten, ganz thüringisch anmutenden Diele, beim roten Licht des Kamins und der Wandkerzen, las sie ihrem alten Herrn schwere und dicke Bücher vor, die ihr selber vielleicht eher als Schlafmittel gedient hätten, die sie aber, ihm zuliebe, tapfer und gewissenhaft Seite für Seite vortrug: alte Kriegschroniken, Feldherrnmemoiren, Gargantua und Pantagruel in Fischarts Übertragung, Eugenspiegel, die Kreuz- und Querzüge der Mitglieder des Pickwick-Klubs, die Abenteuer des Junkers aus La Mancha, welcher der ausgesprochene Liebling des alten Sachsen war und der auch der Tochter aus der ganzen etwas spukhaften Galerie der Lieblingshelden des Vaters am annehmbarsten schien.

Ein einziges Mal nur war es Hermine gelungen, den Alten von seiner Scholle loszureißen und ihm ein Stück der Welt zu zeigen — den deutschen Rhein, die Jungfrau, ja sogar den Golf von Neapel — als er aber nach zweimonatelanger Abwesenheit wieder in seinem geliebten Moisejewka angelangt war, schlüpfte er sofort und mit Hochgenuß in seinen alten Arbeitskittel, und ohne sich auch nur ein Stündchen Ruhe zu gönnen, ging er auf den Wirtschaftshof, war einige Zeit später mit allem vertraut, was in seiner Abwesenheit vorgekommen war, und hatte das Steuerrad ergriffen, um es bis zum Lebensende nicht aus den kräftigen Händen zulassen. Sein Lebensprogramm, sein Daseinscredo konnte man in wenige Worten fassen: Du sollst arbeiten für dich, deine Sippe, deine Scholle, deine Volksgenossen, sollst Gott, Kaiser, Heimat und deiner Pflicht treu sein — alles andere ist von Übel. Von Übel ist alles Weltliche, Tanz, Spiel, Genüsse aller Art — es sei denn ein Schoppen guten Bieres, dem er, wenn auch äußerst maßvoll, hin und wieder nicht ganz ungerne frönte — die größten der Übel sind aber und bleiben Tabak, Mummenschanz und Gauklerei. Diesen letzteren namentlich schenkte er eine ganz elementare, unausrottbare Verachtung, besonders, nachdem er einmal — *nota bene*: ein einziges Mal! — in seinem Leben im Theater gewesen und dann auch nur einen einzigen Opernakt zu Gesicht und Gehör bekommen hatte.

Dies Ereignis war im Winter gewesen, in der Weihnachtswoche, als sich die ganze große Berndtsche Sippe anlässlich eines Wohltätigkeitsfestes der deutschen Gesellschaft in der Gouvernementsstadt befand. Im Theater war Opernsaison, ein großer russischer Tenor gab Gastspiele. Am Tage nach dem Wohltätigkeitsfeste sollte die Oper besucht werden; drei große Logen waren bereits genommen worden,

Kind und Kegel mußten mit. Sogar seiner Frau Emilie, die schon im Schwarzseidenen stak, ließ Julius Bernd für diesen Abend freies Spiel, nur er wollte gleich nach Vesper aufbrechen, denn morgen standen daheim Gemeindearbeiten bevor.

In der großen Stadtwohnung, beim rechtsgelehrten Sohn, war buntes Treiben: die Familie, die, außer dem Rechtsanwalt, seiner Frau und Hermine, sämtlich aus gut landischen, hausbackenen Menschen bestand, rüstete sich zum seltenen Theaterbesuch. Die Müllerin, Frau Agathe, wiederholte ihr gestriges, bald wie Himbeeren, bald wie Veilchen schillerndes Abendkleid, jedoch nicht ohne es durch einen Spitzenumwurf zu beleben; Herr Fibich, der Landwirt und Mann der Frau Auguste, bearbeitete seine von gestern etwas angegriffenen Röllchen mit Radiergummi — die Läden waren des dritten Feiertages wegen noch geschlossen — Julius, der Müller, und Adolf, der Agrikulturmann, folgten schmunzelnd seinem Beispiel. Die Töchter Berta und Auguste waren in schlichtem Schwarz mit englischen Kragen und Stulpen, und nur Hermine, die sich am meisten auf den großen Künstler freute, wirkte in ihrer Wiesbadener Abendtoilette zwischen den großen, dunklen und schweren Gestalten der Geschwister wie ein Falter, der sich unter einen Schwärm Erdbienen verirrt hat.

Es dunkelte bereits, und schon schickte der Alte ins Leutehaus, Lidtke solle anspannen. Es hatte schon tagsüber stark geschneit, nun aber gegen Abend entwickelte sich der Flockenfall zu einem grimmigen Schneegestöber, so daß Himmel und Erde in einen grauweißen Knäuel zusammenflossen und der Sturm winselnd und heulend durch die menschenleeren Gassen jagte. Lidtke kam, weiß und naß, mit der Peitsche in der Hand in den Flur und fragte den Herrn, ob er sich denn bei diesem Wetter wirklich zur Heimfahrt entschließen wolle. —

Gevatter Aschenbrenner im Nachbarhof feierte Kindstaufe, und da hätte Lidtke von sich aus nichts gegen die Vertagung der Heimfahrt gehabt, wenn er es auch nicht aussprach. Nun öffneten sich die Türen, und fast sämtliche seiderauschenden Damen stürmten in den Flur, und auch Söhne und Schwiegersohn kamen, blinzelnd nach dem hellen Licht der Stuben und zigarrenrauchend, und schlossen sich der Flurversammlung an: ja, das wollten auch sie dem alten Herrn kategorisch ausreden, daß er bei diesem Höllenwetter die 23 Werst der Rückfahrt riskierte, und warum denn, er könne es ja morgen in aller Frühe tun, hatte er denn wirklich solche Eile?

Julius Berndt wurde überredet, und da man schon ins Überreden gekommen war, ging man weiter im Text und riet dem Alten, doch auch zur Oper zu fahren, um sich doch wenigstens einmal im Leben anzusehen, was ein Theater ist und ob es wirklich so verwerflich sei. Das Werk gelang, und Julius Berndt fuhr, statt nach Hause, samt der ganzen Sippe ins Opernhaus, im Bratenrock, den zweiten Abend die Tortur des vermaledeiten Stärkekragens ertragend, und beobachtete anfangs ganz wohlwollend das Geflimmer und Gesurre und Getue des Theatersaales aus seiner Logenecke.

Da wurde ein Männlein sichtbar im Schwalbenrock, und dies Männlein klopfte mit einem dünnen Stabe auf sein Notenpult, und dann wurde es mit einemmal fast stockfinster, und viele Fiedeln und Hörner und Bässe und Trommeln begannen einen aufdringlichen und scheinbar ganz zwecklosen Lärm zu verüben — es war das Vorspiel zur Pique-Dame . . Und dann ging die bemalte Leinwand hoch und man sah einen recht sauberen und artigen Lustgarten mit Springbrunnen und Rosensträuchern und lachhafte Figürchen in französischen Seidenröcken, mit Spitzenkrausen und Puderperücken, und diese Figürchen gingen geziert auf und ab und sangen dazu ohne Unterlaß.

Und dann erschienen noch Figürchen, die wollten wohl mit ihren aftersilbernen Pallaschen und unechten Dolmanen Offiziere darstellen, wohl solche Voltairejünger und Gotteslästerer aus der Versailler Lotterzeit, und alles das gestikuliert und sang und tat sich groß, und dann tauchten noch lachhafte Damen in

Bauschröcken auf und nun ging das Gekreisch und Geschrei und das Lamentieren erst recht los, bis es dann schließlich halbdunkel wurde und alle verschwanden und nur der nachblieb, von dem Hermine gesagt hatte, es sei der berühmte Sänger. Und da — ja, was war denn das? Da begannen sie hinter der Bühne zu poltern und mit Blech und Klöppel zu hantieren und — wahrhaftig, die wollten ja Donner und Blitz nachahmen! Nein, das war zu viel! Nicht genug, daß sie Menschen, Bäume, Himmel und Wolken, Blumen und sonstiges Gewächs in ihrer kläglichen Komödiantenbude nach-äfften, nun vergingen sie sich gegen den Zorn Gottes und wollten seine heilige Mahnstimme mit ihren sündhaften Gauklerhänden nachtäuschen! Das konnte Julius Berndt nicht ruhig mit ansehen!

Mit geschwollener Zornader schritt er aus der Loge, ließ sich vom Garderobier Pelz und Hut geben und hatte, trotz Zureden und Bitten der aufgeschreckten Sippe, in wenigen Minuten das Theater verlassen.

Einige Tage später gab's im Gemeindehause von Moisejewka eine Versammlung, an der sich Dorfschulze und Ältermänner, Schullehrer und Großbauern beteiligten und wo, wie üblich, Julius Berndt den Vorsitz hatte. Am grünen Tisch unter dem Kaiserbilde saßen die bärtigen Männer, summierten die wirtschaftlichen Ergebnisse des verflossenen Jahres und erörterten die des kommenden. Da saß zur Rechten des Präses Großbauer Anton Bradke, der Schulze der Siedlung Moisejewka, ein Mann, dem schon über ein Jahrzehnt die Wohlfahrt seiner Mitbürger anvertraut war und welcher deren Vertrauen in vollem Maße genoß. Mit rasierter Oberlippe und gestutztem Bart kopierte er auch äußerlich seinen alten Herrn, mit dem ihn Patenschaft und Freundschaft eng verbanden. Für Anton Bradke gab's nach Gott und Kaiser nur eine Kraft und eine Macht in der Welt, die hieß Julius Berndt, und davon ließ er nicht — sämtliche darauf bezüglichen Neckereien und Hecheleien seitens seiner Dorfleute betrachtete er mit jener gravitatischen Langmut, mit der ein Bernhardiner-Hund seine Schnauze rümpft, wenn ihn ein Hofkläffer belästigt.

Links vom Alten hatte Herr Fröhlich Platz genommen, der Leiter der Landschule, in der über fünfzig Kolonistenkinder in deutscher Sprache gediegenen Unterricht erhielten. Herr Fröhlich war ein schwächliches, dünnstimmiges Männlein, das fast wie ein Damenschneider aussah, das aber in seinem Beruf unersetzlich war. Unverheiratet und weiberfeindlich, liebte er nichts auf Erden wie seinen Beruf und seine Bücher, deren sich eine stattliche Menge in seiner Studierstube angesammelt hatte. Nur mit Anstrengung — oder auch garnicht — hätte Ambrosius Fröhlich ein Roggenfeld von einem Weizenfeld unterschieden, oder einen Karabiner von einem Mauser — keinen der Karolinger jedoch hätte er jemals mit einem der Merovinger identifiziert, oder einen Spiegelkarpfen mit einem Lederkarpfen, einen Tagfalter oder Schwärmer mit einem Spinner verwechselt, denn Geschichte, Anglerei und Falterkunde waren stets seine Steckenpferde gewesen.

Dann saß noch ein nennenswertes Wesen im hohen Rat der Ältermänner: Ludwig Tietsch, der reichste Bauer aus Klein-Moisejewka, der nie in seinem Leben aus seinem Heimatdorf und dessen engster Nachbarschaft herausgekommen, nie einen Eisenbahnwagen betreten hatte und nimmer einen Tropfen Branntwein durch seine Kehle hatten laufen lassen — auf diesen dritten Punkt seiner Vorzüge war Ludwig Tietsch besonders stolz und erzog auch seine Söhne in strengster Abstinenz. Hatte hin und wieder einer von ihnen die strengen Gebote des Vaters doch übertreten — sei's in der Stadt, auf Hochzeiten oder Kindstaufen im Nachbarhof oder sonst wo — war er, heimkehrend, der Strafe gewiß, die ihm der Alte, einerlei ob dieser Sohn neunzehn oder neunundzwanzig Lenze zählte, auferlegte: während er feinen Rausch ausschloß, requirierte und versteckte der Alte Stiefel oder Schuhe des Trunkenen und ließ ihn dann tagsüber solange in Strümpfen oder gar barfuß — der Jahreszeit ungeachtet — zum allgemeinen Gaudium der Dorfleute durch Haus und Hof schwanken, bis er sich seiner bösen Taten bewußt wurde und auf unabsehbare Zeiten Besserung schwur

Da war, endlich, Johann Lenz, Tischler seines Amtes und Meister in seinem Fach, der es in seinem Handwerk soweit gebracht hatte, daß er für die klein-moisejewsche Dorfkirche eigenhändig eine Orgel gebaut hatte.

Diesem hohen Rate, diesen würdigen Freunden erzählte nun Julius Berndt sein Theatererlebnis in der Stadt, nicht ohne sich selbst am schärfsten zu beschuldigen, daß er sich von der Sippe hatte überreden lassen und jenem Sündentempel, wenn auch nur für Augenblicke, angehört hatte. Da — es geschehen wohl merkwürdige Dinge in der Welt — da kriegte Ambrosius Fröhlich rote Backen in seinem hageren Schneidergesicht, und mit zitternder, dem Meckern eines Ziegenbockes nicht ganz unähnlicher Stimme berichtete er der Versammlung, er hätte leider nicht gewußt, daß die Herrn, und namentlich der Herr Präses, dem Theaterspielen so feindlich gegenüberstehen, und hätte geplant — ganz von sich aus, und darin liege wohl auch seine Hauptschuld — zum nächsten Schulfest am Faschingssonntag eine kleine Schüleraufführung zu bieten, und zwar „Wallensteins Lager“ in verkürztem Auszuge, ja er hätte bereits mit Arved Bradke und Jochen Kalkbrenner, welche die begabtesten Schüler in der oberen Klasse wären und denen er den Kroaten und den Wachtmeister zugeordnet hatte, kleine Vorstudien gemacht.

Daß diese Versammlung keinen ganz friedlichen Abschluß fand, braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden. Den Sieg trug jedenfalls, wie immer in seinem Leben, auch diesmal Julius Berndt davon, und die verkürzte Wallenstein-Aufführung hat erst mehrere Jahre nach dem Ableben des Kolonistenmagnaten stattgefunden. Der Akt aus der Pique-Dame blieb ihm aber bis zum letzten Stündlein als der sündhafteste Eindruck seines Lebens in Erinnerung.

Stark, fest und immer fruchtbar, wie die Erde, der er sein Leben gewidmet, konnte der alte Mann die Unnatur mancher Kunst einfach nicht verstehen: es war, als fehlten ihm die Mittel dazu. Nicht allein, daß er den Menschen böse war, wenn sie Gott nachahmen wollten, er war ihnen abhold, wenn ihre Kunstbestrebungen und Inspirationen einem anderen Herd und Nährboden entsprangen, als der reinen Menschenseele, die, seinem Empfinden nach, keine krausen und unnatürlichen Wege gehen durfte. Das Lied — als Gedicht oder Tonweise — war ihm von Jugend auf lieb gewesen, war ihm durch seine härtesten Arbeitsjahre als lichter, wenn auch nur selten näher tretender Begleiter gefolgt und hatte ihm im Alter die Schwingen freundlich über das ergrauende Haupt gebreitet. Ja, in seinen alten Tagen hatte Julius Berndt manches Verslein verbrochen, das immer sein tiefes naturwüchsiges Empfinden wiederspiegelte. Fein säuberlich auf ein manchmal mit kleinen Randzeichnungen versehenes Blättlein Papier geschrieben, schenkte er so ein Verslein als Morgengruß — er dichtete fast ausschließlich auf seinen einsamen sehr frühen Wanderungen durch Hof und Garten, Anger und Feld — der getreuen Ehegattin Emilie, oder, noch häufiger, der Hermine, indem er das Blättlein unter die Kaffeetasse des Frühstückstisches steckte . . .

Das war dann für Frau und Tochter ein besonderer Ehren- und Freudentag.

Aus der Natur, die er bei ihrem Erwachen mit freundlichem Kennerblick geschaut, stammten meist diese schlichten, nie eines natürlichen, fließenden Metrums baren Verslein, jedoch auch kleine Ausflüge ins Land der Philophie, mit einem Schuß von Selbstironie gewürzt, gelangen ihm bisweilen. Sein Lieblingsdichter war und blieb Geibel, in dessen Juniusliedern er immer von neuem lesen konnte.

— Wenn mir selber mal' so was gelingen würde, wie dem Emanuel Geibel, sagte er einst —na, sagen wir, so'n wahres und liebes Ding, wie das „Sei getrost“ — für so'ne Freude gäb' ich ein gutes Stück meiner Scholle hin, die ganze Ecke hinter der Sägemühle, oder auch, sag'n wir mal, das frühere Hubersche Wäldchen mitsamt der Rieselwiese !. . .

Julius Berndt besaß eine kräftige und blühende Gesundheit und hatte bis zu seiner letzten, kurzen Krankheit, die ihn hinraffte, kaum gewußt, was Unwohlsein und Betthüten sind. Kräftige, jugendstarke

Zähne schmückten seinen Mund, und nur einmal — schon im hohen Alter — brachte ihn ein allzuherzhafter Biß in eine Kalbskeule um einen noch durchaus nicht altersschwachen Vorderzahn. Hermine war untröstlicher als der Vater selbst über diesen Verlust, und nach schwerem Überredungskampf, den sie tapfer und siegreich ausfocht, fuhr sie mit dem alten Herrn in die Stadt zum Zahnarzt, der sollte den Schönheitsfehler wieder gut machen. Doch die kurze Viertelstunde, die der Alte im Marterstuhl des Dentisten zubringen mußte, hatte auf ihn derart nervenerschütternd gewirkt, daß er von der Wiederholung dieser Tortur nichts hören wollte.

— Soll er sich ausstopfen mitsamt seine Zähne, sagte er, in den Wagen steigend und immer noch den Angst- und Schmerzenschweiß von der Stirn wischend — ich zahl' ihm halt für'n ganzes Gebiß, und für dreie auch, ich laß ihn aber nimmer mit sein Zahnrad und mit seine Bohrer in meinem Maul rumturnen, dazu bin ich mir selber zu schade, und ich weiß schon, wie ich der Sache abhelfe. . .

Und so geschah es. Dem Zahnarzt wurde ein rundes Sümchen geschickt, Julius Berndt

aber schnitzte sich aus Ahornholz einen derben Zahn, klemmte ihn sich in die Lücke und hat den Rest seines Lebens dies eigengebaute Instrument mit gutem Erfolge angewandt.

Wie stark er nicht nur Menschen, sondern auch Tiere zu beeinflussen verstand, wie groß die Macht seines Blickes und seiner ganzen Gestalt war, davon kann folgendes Histörchen sprechen.

Einst hatte Adolf Berndt, der älteste Sohn und Landwirt, auf dem sommerlichen Jahrmarkt der Gouvernementsstadt, der immer am Eliastage, dem donnertragenden 20. Juli, stattfand, einen schönen Orlower Hengst gekauft, ein junges und vollblütiges Tier, und führte ihn nun an seinen Wagen gekettet nach Hause. Die ganze Sippe wußte von dem geplanten Kauf und hatte sich in Karolinental, dem Adolfschen Landsitz, versammelt, um den glücklichen Besitzer und seinen neuen Rappen zu begrüßen. Da fuhr auch schon der bestaubte Landauer in den Hof und Adolf, um den Hengst sofort zu präsentieren, schnallte, im Wagen stehend, Halfter und Kette los und gab dem Schwarzen freien Lauf. Doch dieser, vom Anblick der fremden Gegend und, noch viel mehr, der vielen Menschen irritiert, machte einen kühnen Sprung, stieß ein kurzes, kapriziöses Wiehern aus schäumendem Maul, schoß wie ein Pfeil an Stall und Wagenremise vorbei durch das Hoftor, jagte, reißausnehmend, über Wiese und Anger dem Walde zu und war in wenigen Augenblicken verschwunden.

Die ganze Sippe, Gesinde und Knechte, Jung und alt stürzte dem Ausreißer nach. Ein guter Teil dieses schwülen, heißen Julinachmittags stand nun im Zeichen der Hengstjagd, und bärtige Männer und Burschen, Halbwüchslinge und sogar beherzte Frauen hatten ihre Hof- und Hausverrichtungen stehen gelassen und den nahen Ahornwald umzingelt, im Bestreben, den Traber einzufangen.

Das Tier war wie rasend. Es jagte, Gebüsch und Unterholz streifend und zertrampelnd, durch den dichten Wald und wurde noch feuriger und wilder, sobald sich ihm ein Mensch näherte, oder auch nur eine Menschenstimme seine bebenden Ohren traf. Gegen Abend war es der vereinten Jagdgesellschaft gelungen, den Rappen aus dem Walde in die nahegelegene Hürde zu treiben, wo er fortfuhr die tollsten Sprünge zu machen und sich gegen jegliche Annäherungsversuche zu sträuben.

Da erschien der alte Julius Berndt, der sich bis jetzt nur von weitem die Sache angeschaut hatte, auf dem Plan und schritt seelenruhig und mit selbstverständlichen Herrenallüren dem mutwilligen Tier entgegen. Je mehr er sich dem schwarzen Ausreißer näherte, desto unsicherer und scheuer wurden die bis dahin freudig entfesselten Bewegungen des Vierfüßlers, er stutzte, als wäre er von der Ruhe und Würde des Mannes, der sich ihm da, hoch an Wuchs und unbeugsam in jeder Bewegung, näherte, gebannt. Er senkte demütig die gespitzten Ohren, kam dem Alten ein paar Schritte entgegen und ließ sich von ihm, ohne auch nur den

geringsten Widerstand zu leisten, am Zaum fassen. Lächelnd, den schwer atmenden, bezähmten Orlower neben sich führend, trat der Alte zu feinem Sohne Adolf und sprach:

— Da hast du ihn! Ihr habt halt zuviel lamentiert und gewirtschaft', damit ist nischt zu machen! Das Biest muß den Herrn fühlen, weiter nix. Ein ganz schönes Tier, und das bißchen Wildheit treibt man ihm schon aus die Knochen! .

Dies Stückchen des Alten imponierte namentlich der Jugend, den vielen Jungen der Berta, der Auguste und des Adolf, die fast sämtlich anwesend waren und sich knallrote Backen, wirre Haare und heisere Stimmen angelaufen und angeschrien hatten. Sie scharten sich lachend um den alten Herrn, und aus ihren blauen Augen sprühte feurige Begeisterung. Das hatte er, wie schon so manches in seinem Leben, wieder mal gut gemacht, der alte Opapa!

Der schwarze Orlower aber, der sich so eigenartig, doch für ihn wohl ganz folgerichtig und temperamentvoll eingeführt hatte, blieb seit diesem heißen Julitage der Traum und das ständige Verlangen der Berndtschen und Fibichschen-Jungen, und der Tag, an dem statt der faulen alten Steppenstute Kalmytschka oder des hochbeinigen, grauen Pegasus mit den unschönen knochigen Flanken dieser wilde Prachtkerl gesattelt werden durfte, war stets ein sonniger Freudentag. . .

. . Julius Berndt, dessen Waffen beim Erkämpfen und Erobern feines gesegneten Lebens stets Pflug und Spaten gewesen und der nimmer, auch nicht in seiner Jugend, beim Militär gedient hatte, fühlte gerade für dieses letztere eine eigene, jugendlich-romantische Schwärmerei, wenngleich er diese seine kleine — und vielleicht einzige — Schwäche wachsam vor seinen Angehörigen geheimhielt. Einmal aber — er mochte damals sein siebzigstes Lebensjahr noch nicht erreicht haben — sollte diese seine geheime Liebe zu allem Militärischen in einer etwas komischen und für den ehrbaren Mann nicht ganz angenehmen Weise an die Öffentlichkeit treten.

Anlässlich des hundertjährigen Bestehens eines der Garnisonsregimenter der Gouvernementsstadt fanden große Herbstmanöver in der Umgegend derselben und zwar in unmittelbarer Nähe der Berndtschen Ländereien statt.

Das siebzehnte Archangelogorodskische Infanterieregiment war es, dessen Jubiläum durch Garnisonsfestlichkeiten und Manöver gefeiert wurde, und diese Festlichkeiten erhöhte noch die Anwesenheit des erlauchten Regimentschefs, des alten Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch.

Ein lichter, kristallklarer Septembertag sollte den Kulminationspunkt der Manöver bilden: die Einnahme der großen, in Burgform gebauten Kasernen der Militärsiedlung Wrangelliewka durch das Jubelregiment. Die Kasernen aber wurden von den Kasanschen Dragonern, ebenfalls einem Garnisonsregiment, verteidigt.

Vom Birkenwäldchen aus, das auf einem der hohen Granitufer des Fließchens Kamenka wuchs, konnte man den ganzen Plan übersehen — den riesigen Ziegelkomplex der Kasernen, hellrot mit grünen, in der Septembersonne gleißenden Blechdächern, den Burgwall aus mausgrauem Beton, die steilen Granitufer, die hohe Brücke, das schillernde taubenblaue Band des schmalen Fließchens, Stoppelfelder mit glitzernden Spinnwebfäden, am Horizont die Türme und Kuppeln der Stadt, wolkenloser Septemberhimmel, Raum, Luft, Sonne. . . .

Links, im Eichenhain, diesseits des Flusses, war das Lager der Infanteristen. Weißrot und blendend hoben sich die Zelte gegen die olivgrüne Wand des Waldes ab. Auf einem Hügel, im Mittelpunkt zwischen Kasernen und Eichenhain, hatte sich die Generalität mit den höheren Offizieren um den Großfürsten geschart.

Durch den Feldstecher konnte man deutlich die Hünengestalt, die Adlernase, den grauen Backenbart, die goldenen, mit Namenszug und Kaiserkrone verzierten Schulterstücke des Kommandeurs der Garde und Bruders Alexanders des Dritten unterscheiden, in seiner nächsten Nähe den Divisionschef General-Leutnant Perekrestow, den Stabschef Grafen Murawieff-Amursky, den Flügel-Adjutanten Fürsten Kotschubej, den Regimentskommandeuren, Obersten Anton Denikin — denselben, dessen Name als Oberbefehlshaber der antibolschewistischen Truppen ein Jahrzehnt später der ganzen Welt bekannt wurde.

In seinem Birkenwäldchen im Grase liegend, den Feldstecher fest an die Augen gedrückt, beobachtete Julius Berndt das aufregende Schauspiel.

Er sah die weißschimmernden Kolonnen ausgeschwärmt sich über die Stoppelfelder verteilen, sah, wie die Jaloneurs vorrückten, wie sie, auf dem Bauch kriechend, sich zwischen die Furchen seines am Fluß gelegenen Winterackers warfen, sah eine Halbrotte bis zum Fluß vorstoßen und hier aus Stangen, Reisig und Erlenlaub eine Brücke bauen; nun hörte er, wie die hinter dem Festungswall verschanzten Dragoner losknatterten, worauf die Infanteristen mit wildem Gebrüll, halb an der eben hinübergeworfenen Pontonbrücke hängend, halb bis zur Brust im Wasser wattend, mit gehobenen Gewehren und Patronentaschen das andere Ufer erreichten und nun, bald sich duckend, bald aufrecht die Granitufer erklimmend, zum Betonwall vorrückten — da packte ihn jemand derb an der Schulter, und eine barsche Stimme fragte:

Wer hat Ihm erlaubt, das Manövergelände zu betreten? . .

Das weitere gehörte zu den peinlichsten Augenblicken im Leben Julius Berndt's. Von zwei Gendarmen eskortiert, mußte er es sich gefallen lassen, daß man ihn wie eine verdächtige Persönlichkeit, die eine verbindliche Verordnung — von der er nichts gewußt — übertreten hatte, zum Hügel der Generalität führte und dieser aus Gnade und Ungnade auslieferte.

In recht barschem Ton erkundigte sich der auch anwesende Gendarmenoberst bei seinen diensttuenden Leuten nach dem Grunde der Störung, doch als er des bekannten Großgrundbesitzers und Millionärs ansichtig wurde, milderten sich seine Züge um ein Beträchtliches. Die Gendarme rapportierten etwas stotternd und unsicher, sie hätten es für ihre Pflicht gehalten, den ihnen unbekanntem Mann, der ohne Erlaubnis das Manövergelände, auf dem sich die bewachte Persönlichkeit des Großfürsten befand, betreten, der außerdem, im Grase versteckt, mittels eines Feldstechers allzugroßes Interesse an den Vorgängen gezeigt hätte — zu arretieren und dem Herrn Oberst auszuliefern.

Sei es, daß sich die Einnahme der Kasernen seitens des Jubelregiments verzögerte und das Schauspiel unten am Fluß keine besondere Abwechslung bot, sei es, daß die ehrwürdige Gestalt des Greises inmitten der Gendarmen eine allzu auffallende Erscheinung darstellte — genug, der Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit sprang blitzschnell auf Julius Berndt über und blieb an ihm haften.

Einer nach dem anderen wandten die Generäle die Köpfe und grüßten etwas verwundert, aber freundlich.

Nun drehte auch der Großfürst seinen imposanten Bojarenkopf, strich mit der Linken, an der ein kostbarer Brillant blitzte, über den geteilten Bart und fragte den neben ihm stehenden Grafen Murawieff-Amursky:

Qui est ça ? —

Die Herren hatten schon ihr erstes Frühstück hinter sich und waren daher sämtlich wohlwollend gestimmt. Nun meldete der Gendarmenoberst lächelnd, halb zu Julius Berndt gewandt, halb in militärischer Strammheit die Richtung nach dem Großfürsten einhaltend, gleichsam im Ton einer kleinen heiteren Anekdote, der Herr Berndt müsse als unbefugt auf den Plan getretener eine kleine Geldstrafe in der Höhe von so und soviel Rubeln entrichten, und damit wäre die Affäre erledigt.

Julius Berndt griff in die Tasche seiner Joppe, entnahm dieser seine wohlgefüllte Börse und eine Assignate, die wohl um das zwanzigfache die vom Gendarmenoberst genannte Summe überstieg, diesem einhändig, erklärte er in seinem krausen, nicht sonderlich gepflegten Russisch, den Rest stiftete er dem Regiment anlässlich seiner Jubelfeier.

Sprach's, lüftete feine Jägerhut vor der hohen Versammlung und schritt von dannen. Die dienstbeflissenen Gendarmen, diesmal in achtungsvoller Entfernung, begleiteten den alten Herrn bis zur Landstraße, wo sie ihn dann mit vielen Entschuldigungen und Grüßen seiner Wege ziehen ließen.

Der alte Mann, noch das soeben geschaut Bild vor Augen — die Generäle und Adjutanten in ihren weißen Kitteln, mit den roten Dragonermützen oder schwarzen archangelogorodskischen Helmen — noch den wohlwollenden Herrscherblick des Großfürsten gleichsam auf sich fühlend, schritt die bestaubte, im Sonnenglast vor ihm liegende Landstraße fürbaß, dem Kiefernwalde zu, der seinen sonnenwarmen Harzdunst ihm entgegensandte, und lächelte zufrieden.

Ein Romanoff war dabei — mochte er wohl lächelnd gedacht haben — ein Zarenbruder und -onkel, und wer bin ich? Großonkel eines Tischlers aus Pirna, Bauernsohn und Bauer selbst, und doch etwas, was den feinen Herrn da freundliche Blicke und Grüße aufzwang — war's denn nur der blaue Lappen, den er dem Gendarmenoberst eingehändigte, war's nicht vielmehr ein langes Leben in Fleiß, Arbeit und Pflichttreue?

Er schritt aufrecht feines Weges zwischen den im Sonnenglast graublau schimmernden Stoppelfeldern, an sachte welkenden und gilbenden Ängern vorbei, wo in der Ferne seine satten braunen Herden wie aus denn Schalen gepellte Kastanien leuchteten und schon blinkte hinter dem hohen Kiefernwalds das weiße Türmchen seines stolzen Landhauses, grüßte vertraut und versprach abendlichen Frieden. .

Am anderen Morgen aber fand Frau Emilie ein langes illustriertes Poem unter der Kaffeetasse, welches ihr in fließendem Redefluß — wenn auch nicht ohne grammatikalische Fehler — über das tragikomische Manöver-Erlebnis ihres Alten berichtete.

Gab's für den nimmermüden deutschen Mann Jahre oder auch nur Monate des Ausruhens, des Auskostens jenes abendlichen Friedens, auf welchen er ein wohlverdientes Recht besaß? Kaum. Das Leben ging vorwärts, das Leben blieb keinen Augenblick stehen und wer ihm Blüte und Frucht abgewinnen wollte, mußte mitgehen und durfte die Hand, die einmal das sausend sich drehende Rad an fester und sicherer Stelle erfaßt hatte, nicht zurückziehen, wenn auch die Muskelspannung bisweilen schmerzte und ermüdete.

..

Es waren die letzten blühenden Jahre vor Krieg und Wirrnis. Die vielen Nationalitäten, die Wolhynien bevölkerten, gaben ihm ein eigenes Gepräge, welches dazu beitrug, daß dieser westlichste Teil Südrußlands fast einzigartig dastand inmitten der übrigen Gouvernements. Der polnische und teilweise russische Großgrundbesitz, die vorwiegend kleinrussische Landbevölkerung, die sich immer mehr verbreitende deutsche Kolonisation — zu Anfang unseres Jahrhunderts befanden sich in den Händen der deutschen Kolonisten bereits gegen 1 ½ Millionen Losstellen — ferner die Tschechen mit Hopfenbau und Bierbrauerei, endlich die Juden, die von Alters her in den wolhynischen Städten und Flecken fast den gesamten Handel beherrschten — in Summa sechs Nationen, jede mit ihrer — älteren oder jüngeren — Kultur ausgestattet, jede für diese die Lanzen brechend, jede vom Standpunkt ihrer Tradition die alte oder neue Heimat betrachtend, jede um seine und seinesgleichen Wohlfahrt bemüht — und doch ein Triebrad an der großen Maschine, das friedlich, zielbewußt und produktiv seine Arbeit verrichtete.

Das Dreifelder-System, welches Wintersaat, Sommergetreide und Brachzeit in ständigem Wechsel zur Grundlage hat und welches die vorherrschende Feldbauart Rußlands war, wurde von den deutschen und

tschechischen Kolonisten teilweise durch das Vielfeldersystem ersetzt, dem sich auch die kleinrussischen und polnischen Landwirte anschlossen. Dazu kam Rüben-, Kartoffel- und Kleekultur in großen Ausmaßen, Hopfenbau — namentlich in den östlichen Kreisen, wo der Einfluß der tschechischen Plantatöre sich geltend machte — endlich das Mühlenwesen mit weit über 1000 Mühlen, von denen zwei Drittel zu Großmühlen gezählt werden konnten.

Außer dem nivellierenden Kulturwuchs gab es noch Punkte in jenem bunten Völker- und Sittengemisch, in welchen sich auch die entgegengesetzten Pole vereinten, so beispielsweise manche religiöse Gebräuche.

Zu Pfingsten, wenn der Gouvernements- oder Kreispastor seinen Konfirmandenzötus im hellen und liebevoll geschmückten Landkirchlein von Moisejewka vor dem Altar versammelte, pilgerten zu dieser schönen Feier wie Kleinrussen aus den benachbarten Dörfern, so auch die Tschechen aus ihren Gehöften, ja sogar weniger fanatisch gesinnte polnische Katholiken.

Andererseits gab es im katholischen und orthodoxen geistlichen Leben Ereignisse und Bräuche, die so stark wolhynische Tradition geworden waren, daß sich auch die anderen Konfessionen — und darunter die lutherischen deutschen Kolonisten und teilweise lutherischen Tschechen — in dieser oder jener Weise, und sei es auch nur als Zuschauer, an ihnen beteiligten.

Im Mai, teilweise auch im Sommer, war die Zeit der vielen und prunkvollen Marien-Gottesdienste und Umzüge der Katholiken. Aus einer Stadt in die andere zogen die frommen Prozessionen. Gleißend in der Frühlingssonne wogten die samtene, seidene, brokatierte Kirchenfahnen mit dem *Agnus dei*, dem Kelch, der Taube, dem allsehenden und allwissenden Auge. Barhäuptige Männer und Frauen trugen die hohe, mit frischen Blumenkränzen geschmückte Tragbahre, auf der — hoch über der Menge — die aus Holz geschnitzte Figur der Jungfrau thronte.

Priester in weißen Spitzenornaten, häufig auch der Erzbischof in himbeerfarbenem Atlas, schritten am Kopf des Zuges, die rasierten, gepflegten Gesichter gleichmäßig ernst und würdevoll, maskenhaft. Lateinische eintönige Gesänge erfüllten die heiße Luft, die getränkt war von Staub, Glut, welkendem Blumenduft, dem Geruch von Bauertuch, Stiefeln, Schweiß. An den großen Kreuzwegen, bei den Kruzifixen, wurde Halt gemacht, dann sank die Menge in den glühend heißen weißen Staub und der Erzbischof hob den Weihwedel und besprengte die geneigten Köpfe mit feinen silbernen Weihwassersprühen. Und weiter ging es ins blühende, maigrüne, hügelige Land.

Acht Werst von der österreichischen Grenze entfernt lag das berühmte orthodoxe Kloster Potschaew, welches fast fünf Jahrhunderte schon den Ruf eines der strengsten und frömmsten Männerklöster Rußlands genoß und einst in seinen Mauern eine der ersten südrussischen Buchdruckereien beherbergte hatte, ein alter Herd theologischen Wissens. In diesem Kloster befand sich ein wundertätiges Muttergottes-Bild, das nächst den Kasanschen, Wladimirschen und Iwerskschen Gebilden in den Hauptstädten zu den volkstümlichsten und sagenreichsten Glaubenssymbolen Rußlands gehörte.

Dies Marien-Bild, von Silber, Gold und Edelsteinen strotzend — die goldene Krone der Wundertätigen wies allein über ein Dutzend mehrkarätiger, mächtiger Brillanten und Smaragde auf — hatte einen immensen Wert und an seinem Altar in der Hauptkirche des Klosters hielten von Alters her abwechselnd je zwei Mönche ewige Wacht, acht Tages- oder Nachtstunden nach der Reihe. Diese unbeweglichen, in tiefstem Schweigen gehüllten, versteinerten schwarzen Gestalten der Mönche gaben dem prunkvollen Altar mit dem üppigen Kerzen- und Öllampenglanz, mit dem Juwelenstrahlen und Blumenduft der sanft lächelnden lieben Frau sein eigenes charakteristisches Gepräge.

Potschaew war Wolhyniens Symbol, die potschaewsche Gottesmutter seine Patronin und Beschützerin, das alte Kloster in einer blühenden Gegend, der die Ausläufer der Karpaten den Charakter einer lieblichen Berglandschaft verliehen — Wallfahrtsort für Jung und Alt, Vornehm und Gering, für Vertreter fast aller wolhynischer Nationalitäten.

Julius Berndt — ein treuer, glaubensfester Lutheraner, stand den Gebräuchen und dem ganzen Wesen der katholischen Kirchen fremd und teilnahmslos gegenüber. Der Prunk der Gottesdienste, die Art der Gemeinde an diesen teilzunehmen durch Knien, Sichbekreuzigen, Küssen von Heiligenbildern war ihm unverständlich und wesensfremd, wenngleich diesbezüglich auch nimmer und nicht der leiseste Spott über seine Lippen kam. Das alte Verslein des frommen Julius Sturm:

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
und ehr' auch fremden Glauben,
und laß dir deinen Herrn und Gott
von keinem Zweifler rauben. —

war ihm aus der Seele geschrieben.

Er, der Schollenmensch, der unermüdliche feste Arbeiter am Werk feines Lebens, der Mann, der die fruchttragende Urkraft der Erde mehr schätzte, als das Blühen und den Duft einer unnützen Blume, er sah auch im katholischen Ritus — einerlei ob griechischer oder römischer Abart — mehr Strauß als Garbe, mehr Duft als Kraft.

Eins aber gab es im Garten der großen fremden Kirchen, das ihn von jeher gelockt hatte, ein Blühen, von dem er instinktiv mehr erwartete und vorausfühlte als unnützen Duft und Farbenspiel: die Beschützerin seines alten geliebten Wolhyniens, die Muttergottes im greisen potschaewschen Kloster. Anton Bradke, der moisejewkasche Dorfschulze, der einmal dagewesen war, hatte seinem Freund erzählt: dies Bild sei nicht nur Bild, dies Bild habe lebende Augen und es würde einem milder und sanfter ums Herz, wenn man es geschaut. Und Julius Berndt wollte es schauen.

In diesem Wunsch unterstützte ihn sein Lieblingskind, die Hermine, die von jeher eine kleine Schwäche für alles Katholische besaß. Zwei Monate vor seinem Ableben sollte der alte wolhynische Kolonistenmagnat vor den Altar der Patronin seiner geliebten Heimat treten. Darin waren sich Vater und Tochter einig: nicht an einem der Wallfahrtstage sollte dies geschehen, wie beispielsweise am 15-ten August, dem Tage des seligen Entschlafens der Maria, wenn Tausende und aber Tausende aus dem Kloster und seiner erhabenen Stille einen frommen Jahrmarkt machen — nein, an einem schlichten Alltag, im September etwa, wenn der Sommer vergilbt und die Ernte geborgen, wenn die ersten sachten Schleier des Herbstes die ausruhende Brust der Mutter-Erde decken und der Himmel wie wohl nur einmal im Jahr — jene reine und kühle Durchsichtigkeit aufweist, die dem frommen Auge gleichsam einen Blick ins Jenseits, ins lichte Reich der guten Geister gewährt.

Und so geschah es. Sie fuhren im Wagen, über die weißblanke Chaussee, zwei Tage lang durch den müden Altweibersommer, dem nahen Galizien und Österreich entgegen, bis zum Polenstädtchen Zaslavl und von da den Landweg ins Kloster. Still war es da und einzigartig friedvoll, in den kleinen sauberen Zimmern des Hospiz brannten die rubinroten Öllampen vor den Christus- und Marienbildern, Matten aus Lindenbast deckten die weißgescheuerten Fußböden, der junge Novize, welcher Milch, Weizenbrot und köstlichen Wabenhonig brachte, grüßte freundlich und neigte tief den langhaarigen Kopf und sein Gesicht hatte die Linien eines byzantinischen Heiligen.

Aus den Fenstern sah man weiße blitzblanke Mauern und mattgoldne Kuppeln, ein Brunnenhäuschen, dessen Wände mit frommen und farbenschönen Malereien verziert waren — die Bergpredigt, der Fischzug — man sah ein Stück des Gartens mit Bienenstöcken, weinroten Georginen, Gemüsebeeten, Silberpappeln, sah wie die schwarzen Imker ihre summenden Schutzbefohlenen bepflegten, sah andere Mönche ihrem Tagwerk nachgehen und einander ehrfurchtsvoll grüßen, als gelte der Gruß nicht einem vertrauten Klostergenossen, sondern einem Fremden.

Dann besuchten Vater und Tochter den ehrwürdigen Prior des Klosters, Vater Ambrosius, der ein bedeutender Gelehrter war und Redakteur einer der ältesten russischen Zeitschriften — „Posoch“, Hirtenstab betitelt — und von ihm bis zur Hauptkirche geleitet betraten sie nun die Jahrhunderte alte geweihte Stätte der Patronin Wolhyniens.

Stumm standen die beiden vor dem hehren, lichtumfluteten Altar. Im mächtigen dunklen Zypressenholzrahmen wirkte das Bild wie ein Stück flammenden Goldes, in das die Edelsteine wie kühlende Tropfen hineingestreut waren. Das dunkle Antlitz der Gottesmutter war leicht geneigt, als drücke sie sanft die schwere Pracht der Krone, und aus den mandelförmigen ägyptischen Augen sprach überirdischer Frieden.

Diese Augen waren das Schönste am Bilde. Sie nahmen die Blicke der sie Bewundernden auf und hielten sie fest mit einer Gewalt, über der ein mystischer Hauch zu schweben schien. Diese Augen und die beiden Mönche, die bewegungslos, starr und mumienhaft zu Seiten des Altars standen, beeindruckten am stärksten Julius Berndt und Hermine. Was lag in den Augen der Mönche?

War's eine leise Verwunderung über das Gebaren der beiden Menschen, die da vor den Altar der Himmelskönigin getreten waren, ohne ein Knie zu beugen, ohne das Zeichen des Kreuzes zu tun oder Anstalten zu machen, die braune Hand der Ewigen und Unbefleckten mit ehrfurchtsvoller Lippe zu berühren? Oder waren sie so weltentrückt und durchdrungen von ihrer Wacht, daß Äußerlichkeiten sie unberührt ließen?

Wie dem auch gewesen sein möge — Julius Berndt fühlte plötzlich, daß er dem Ort etwas schulde, das mehr sein müsse, als das Stehen wie vor einer Museums-Sehenswürdigkeit. Er beugte sein Knie und sprach mit leisen Lippen ein Vaterunser. Hermine folgte gern seinem Beispiel, hatte sie doch von vornherein dieses Sich-Beugen-Müssen in ihren Gliedern gefühlt. . . .

Einen kleinen Öldruck der Wundertätigen brachte Julius Berndt von seiner Wallfahrt ins potschaewsche Kloster mit nach Hause und hängt ihn über seinem Bette auf, unter der Thorwaldsenschen Christusfigur.

Und als zwei Monate später ihn ein böses Fieber an dieses Bett fesselte, da nahmen seine brennenden Augen oft diese beiden Symbole des lutherischen und orthodoxen Glaubens auf. Es kam die kurze letzte Zeit der Schwäche, der wirren Träume, der unstillen matten Bewegungen, der unbewußten, ziellosen, armseligen Worte.

Draußen, weit, auf leerer entfeuchteter Flur standen die Stoppeln und Winteräcker im frierenden Grau des Novembers. Die Dreschmaschinen hatten ihren summenden Erntegesang längst beendet. Das große Schweigen kam, hier und da deckten die ersten lockeren Tücher eines mattweißen Fröhschnees die Ackerfurchen und Brachfelder. —

Auch hinein zu Julius Berndt kam das Schweigen und Sterben. Lange kämpfte der mächtige Leib mit ungewohnter Schwachheit und Zerfall, hin und wieder noch durchbrach der mählich erlahmende Geist die schwülen Wolken des Fiebers.

Im letzten Stündlein, als die Zunge keine Worte mehr bilden konnte, als auch die nimmermüden Hände schon die schlaffen, ausruhenden Linien des Todes annahmen, glühte der enteilende Geist noch aus den brechenden blauen Augen. Einen letzten Blick fing Hermine auf, die Tag und Nacht keinen Schritt vom Lager des sterbenden Vaters wich — der Blick galt der Thorwaldsenschen Christusfigur, dem braunen Öldruck der Patronin Wolhyniens und dem Verslein Sturm's im kleinen Rahmen aus Birkenholz:

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
und ehr' auch fremden Glauben
und laß Dir Deinen Herrn und Gott
von keinem Zweifler rauben. . .

Als man Julius Berndts irdische Hülle auf dem alten Gottesacker von Moisejewka zur letzten Ruhe bettete, gaben die Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen, die sich an diesem hellen Novembertage mit Kahlfröste und einer kalten Spätherbstsonne fast über den ganzen kleinen Friedhof verteilt hatten, ein echt wolhynisches Bild in ihrer bunten Nationalitätenmischung.

Polnische Edelleute in kurzen Pelzjoppen und gelben Stiefeln, Dragoneroffiziere aus der Militärsiedelung Wrangellewka, russische Herren in Beamtenmützen, der Gouvernements- und drei Kreispastoren, die unabsehbare Menge der deutschen, kleinrussischen, tschechischen Landbewohner, Juden aus der Stadt und aus den Flecken, alles, was Julius Berndt auf seinem tapferen und sicheren Lebensgang berührt, war erschienen und drängte sich zwischen den schlichten Kolonistengräbern des dünn beschneiten Gottesackers.

Am frischen Hügel aber standen die hohen, schwarzen Gestalten der Berndtschen Sippe, hörten die tröstenden Worte von der Unsterblichkeit des in Unehre Gesäten und nahmen Abschied von dem, der auch ein Stück Wolhyniens gewesen, ein Samen deutscher Kraft und Fruchtbarkeit in fremdem Boden.

* Veröffentlicht im "Anzeiger für Goldingen und Windau" 1928 (Ausgaben 19./26.Mai und 2./9./16./23./30.Juni), Digitalisat bereitgestellt von der National Library of Latvia in der Kategorie "public domain" (urheberrechtsfrei); Rechtschreibung redaktionell teilw. bearbeitet; Irrtum der Abschrift vorbehalten.

Der Autor (1893 – 1941) war Sohn eines ukrainischen Vaters und einer lettischen (deutsch-baltischen) Mutter, hatte lange auf väterlichen Gütern in der Provinz Charkow gelebt und studiert am Gymnasium Shitomir.

https://lv.wikipedia.org/wiki/Andrejs_Zadonskis